Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 15. Posen, den 11. April. 1880.

Die Lebensfülle in der Natur.

Ostara, die lang ersehnte lebenspendende Frühlingsgöttin, hält wieder ihren jubelnden Einzug in die todten, winterstarrenden Gegenden. Wohin ihr wärmender Blick fällt, erwacht die Natur; mit dem Kuß ihres lauen Hauches weckt sie die schlummernde zu neuer fruchtbringender Thätigkeit. Die ihr heiligen Blumen, die weißen und gelben Anemonen, schmücken den Hügel, und die „Lilie der Thäler", das Maiglöckchen, ruft noch zögernde Keime hervor aus der Erde finsterm Schoß.

Deutet dies doch der alte Brauch an, der sich bis heutigen Tages beim Osterfeste erhalten hat, die bedeutsame Wichtigkeit, welche das Ei, das Symbol des Lebens, dabei hat. So wurde die Hauptgöttin der Aegypter, die fruchtsendende Isis, in Hieroglyphenschrift mit der Determination des Eies versehen. Dasselbe Zeichen desselben Sinnes finden wir auch bei einigen Indianerstämmen und wunderbarer Weise, wie bei uns der Osterhase bei der Neuerstehung der Natur eine Rolle spielt, so verehrten mehrere Völker Nordamerikas den Weltschöpfer in der Gestalt eines Hasen, allerdings eines dreibeinigen. Und der Hase wiederum steht mit dem Monde in mythologischer Beziehung, der z. B. von den Römern in der Lucina, von den Assyrern in der Mylitta verehrt, als Symbol des Wachsthums und Gedeihens galt. Ja beide Worte sind in indischen Dialekten sogar desselben Stammes (çaça und çaçin; Gubernatis, Mythologie des plantes). Welche wichtige Bedeutung aber der Mond noch heute bei unserm Osterfeste hat, ist bekannt, da dies doch das Concil zu Nicäa auf den ersten Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmonde festgesetzt hat. Also Mond, Ei und Hase, das dreifache Symbol des Lebens beim Freudenfeste der Ostara deuten uns: die Zeit der Auferstehung ist da, gesprengt sind die Fesseln des Todes.

Doch ist der Winter ganz ohne Leben, ist der Pulsschlag der Natur ganz erstorben? Nehmen wir uns mitten im Winter nur mal die Mühe, hier und dort die Schneedecke zurückzuschlagen und bald finden wir manches grünende Pflänzchen, dessen bescheidenen Vegetationsansprüchen auch in kalter Jahreszeit genügt wird. Da blüht das Gänseblümchen, die Vogelmiere, der Bienensaug, ja hin und wieder sogar ein Stiefmütterchen. Eine Primelart blüht auf den Alpen buchstäblich mitten im Gletschereise, welches wie eine darüber gestülpte Glasglocke das Pflänzchen umschließt. Und so weit man nach Norden vorgedrungen ist, stets fand man athmendes Leben. Polarfüchse, Lemminge und Moschusochsen, die doch wieder auf eine Vegetation von Flechten und Moosen wenigstens schließen lassen, traf man noch bei 83° NBr. Und im freien Meere wucherten Algen, trotz der mehrmonatlichen Nacht, trotz der Kälte, die den Gefrierpunkt des Quecksilbers manchmal noch um 20° überstieg. Es ist als wenn die Natur einen gewaltigen Trieb, einen mächtigen nie und nirgends zu beschwichtigenden Drang fühlte, überall Leben zu erwecken. Der horror vacui der alten Philosophen, die Scheu der Natur vor dem Leeren, in diesem Sinne bethätigt er sich. Wenn nur für wenige Tage an der Südseite von Grönlands Hügeln die Sonne den Schnee herunterleckt, sogleich schmücken sich die Abhänge mit Gräsern und Blüthen, die aber noch schneller vergänglich sind als die Blumen unter den senkrechten Strahlen der Tropensonne. Wenn es auch nicht ganz glaublich ist, so bezeichnet es doch das Ephemere dieser arktischen Flora, was ein Forscher jener Gegenden uns von einer Mohnart erzählt: Am Morgen entfaltete sich die Blüte und als die Sonne am niedrigsten stand, waren die Samen reif. Das ist aber richtig, daß die Pflanzen viel schneller in den nordischen Gegenden sich entwickeln und ihre Früchte ausbilden als bei uns. Ein auffallendes Beispiel hierfür bietet die Kultur der Gerste auf Island. Wird einmal durch ungünstige Witterungsverhältnisse die Ernte hier nicht reif, ist also kein autochthones Getreide zur Aussaat vorhanden, so muß von dem nächst nördlichen Punkte die Gerste eingeführt werden, denn die unsere aus dem mittleren Europa würde nicht reif, müßte erst im Laufe vieler Jahre akklimatisirt werden. Auch die Birkenwaldungen, die nach alten Urkunden Island einst bedeckten, von den Einwanderern aber ausgerottet waren, scheinen sich allmählig wieder einzufinden. Doch ist hier so ziemlich der nördlichste Punkt, wo Bäume überhaupt existiren können. Es beginnt schon die Herrschaft der niedrigen Weiden, die wie ein kriechendes Kraut am Boden sich hinwinden, und namentlich das Reich der Moose und Flechten, welche ja das ganze nördliche Gebiet Sibiriens, das die Karten mit dem Namen „Tundra" versehen, bedecken. Noch auf Spitzbergen giebt es über 200 Arten Moose, eine viel bedeutendere Anzahl, als unsere Provinz aufzuweisen hat.

Wie üppig kleinere Wesen der Kälte trotzend vegetiren können, das sehen wir an der merkwürdigen Erscheinung des Blutschnees, wobei Milliarden mikroskopischer Algen die Farbe hervorbringen. Sie sind verwandt den Arten, welche den Regen in Blutregen umwandeln und denen das rothe Meer seinen Namen verdankt, da sie an der Oberfläche besonders wuchern und als rother Schlamm ausgeworfen werden, wie Ehrenberg, der große Forscher im Reiche des Kleinen, vor etwa 5 Dezennien gezeigt hat. Auch mit sammetschwarzem Ueberzug ist der Schnee zuweilen bedeckt. Es rührt dies von den Larven eines Käfers her, die von den ersten warmen Sonnenstrahlen aus ihren Schlupfwinkeln unter Steinen und zwischen der Baumrinde hervorgelockt werden und sich in Masse des schönen Wetters erfreuen. Eine andere Art Insektenlarven, allerdings zur günstigen Sommerszeit, die weißen Maden der dunklen Pilzmücke rotten sich ebenfalls in großen Schaaren zusammen und wälzen sich wie ein großes schlangenartiges Ungethüm durch die Wälder, mit glänzendem Schleim ihren Pfad bezeichnend. Haarwurm nennt das Volk diese Erscheinung und verknüpft damit seit Alters die Vorbedeutung nahenden Krieges, welche 1870 wieder in eigenthümlicher Weise in Erfüllung ging. In den Wäldern der Mark war solch ein Haarwurm gesehen und es wurde in einer wissenschaftlichen Gesellschaft von einem Berliner Professor darüber berichtet, der dazu noch bemerkte, daß diesmal bei der so friedlichen politischen Lage das Omen kraftlos wäre. Wenige Wochen darauf brach der deutsch-französische Krieg aus. Die Massen wandernder Weißlingsraupen, die zur Heerstraße den ebenen und bequemen Weg des Schienengeleises benutzten, vermochten es, die Gewalt des heranbrausenden Eisenbahnzuges aufzuhalten, ihn zum Stehen zu bringen. Denn durch die große Zahl der zerquetschten Raupen waren Schienen und Räder so glatt, daß die Reibung vollständig aufgehoben wurde. Welch Uebermaß von Leben finden wir in den Scharen der Eintagsfliegen entwickelt, die durch ihre Masse, wie es scheint, sich eine Stelle im Reiche des Lebendigen zu erringen suchen, wozu ihre so schnell vergängliche Existenz sie nicht befähigte. In manchen Gegenden Europas treten sie mit so großer Pünktlichkeit jährlich an demselben Datum auf, an der Eger z. B. am 12, 13. oder 14. August, zu derselben Stunde zwischen 9 und 12 Uhr Abends, daß vor und nach diesem Zeitpunkte kaum einzelne zu sehen sind. So wurde 1091 in der Schweiz ein Zug Eintagsfliegen beobachtet, der 2—3 Meilen lang und eine Meile breit war. Aufgehäufte Wagen von den Leichnamen dieser kurzlebigen Insekten werden am Ufer zusammengefegt und als Dünger auf die Felder gefahren. Mit Staunen muß uns dieser Ueberfluß von Leben erfüllen. Angst und Schrecken jedoch verbreitet die über-

sprudelnde Lebensquelle, wenn die Geschöpfe der Natur den Völkern schädlich werden. So haben von den Heuschrecken sorgfältig die Urkunden uns überliefert, in welchen Jahren sie in besonders gewaltigen Schwärmen aus Osten sich einfanden und Hungersnoth und Krankheiten zurückließen. Bei der tief religiösen Gesinnung des Mittelalters ist es nicht zu verwundern, daß hierin der Finger Gottes gesehen wurde. Ira Dei: Gottes Zorn las man mit Anwendung der nöthigen Phantasie aus dem Flügelgeäder der Insekten heraus; Andere wiederum mit demselben Rechte Anona Moriemini: an Hungersnoth werdet ihr sterben. In allen wärmeren Ländern scheint diese Plage auftreten zu können. Der Muta-Nzige-See in Mittelafrika hat seinen Namen, wie uns Stanley erzählt, von den Heuschreckenschaaren, die dort hineingeweht werden und elendiglich zu Grunde gehen. Nicht selten kommt es vor, daß amerikanische Heuschrecken bis nach Spanien, ja bis nach Korfu verschlagen werden. In Europa ist die Schädigung durch dieses Ungeziefer uralt. 1335 bedeckten die Heuschreckenschwärme eine Strecke von 14 Wegstunden und hausten bis 1338 in Mittel- und Osteuropa. 593 verwüsteten sie Thüringen und speziell unsere Gegenden 1086. Zum Ersatz für diese Heimsuchung tritt gerade 100 Jahre später, also 1186, ein anderes Naturphänomen ein, welches ob seiner Seltenheit genau der Nachwelt überliefert ist. Der Winter nämlich fiel in diesem Jahre vollständig aus. Im Januar blühten die Bäume, im Februar gab es Aepfel und Haselnüsse, im Mai schnitt man das Korn. Auch das Jahr 1473 ist in dieser Hinsicht zu erwähnen: Mitte Juni wurde geerntet, auch waren die Trauben schon reif, im Oktober blühten die Bäume zum zweiten Male reichlich und am Tage des heiligen Martin, der doch sonst auf weißem Rosse kommt, d. h. den ersten Schnee bringt, gab es frische Kirschen.

Wie vorher von den Weißlingsraupen erwähnt, so treten auch die Raupen mancher Eulen-Schmetterlinge in ebenso kolossalen Mengen auf und verursachen dadurch beträchtlichen Schaden. Um andere zu übergehen, hatte sich die Ypsiloneule in Schlesien so vermehrt, daß 2 bis 4 Millionen einen ha bedeckten. Bei ihrer Vernichtung sollen sich übrigens die Sperlinge ein großes Verdienst erworben haben. Eigentlich traut man ihnen als Insektenvertilgern nicht recht, hat sie vielmehr im Verdacht, daß sie lieber Körner fressen, worauf ja schon die Schnabelform hindeutet, und daß sie größeren Schaden als Nutzen verursachen. In Amerika und Australien, wohin die Sperlinge in neuerer Zeit verpflanzt sind, sollen sie sich wenigstens nicht bewähren. Als im Jahre 1828 die Saaten in Ostpreußen von jenen Insekten geschädigt wurden, waren es die Krähen, welche unter den Raupen, und die Schwalben, welche unter den Schmetterlingen vortheilhaft aufräumten.

F. Pf.

Historische Schattenbilder.

Nachdruck verboten.

Von Theodor Winkler.

In Aller Munde lebt es noch, das mehr als zwei Jahrhunderte alte, innige und durch seine einfache, ergreifende Melodie doppelt anziehende Lied vom Aennchen von Tharau. Namentlich in studentischen Kreisen wird es immer und immer wieder gesungen, und stets von Neuem empfindet der Sänger die wunderbare Gefühlsinnigkeit, welche in den einfachen Strophenbau wie hineingezaubert erscheint.

„Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut! . . .
Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt, bei einander zu stahn.
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein“ . . .

Das sieht freilich unserem modernen Salonstyl wenig ähnlich, und doch wird sich in der heutigen Liebeslyrik wenig finden, was diesen schlichten Versen an Urwüchsigkeit und plastischer Prägnanz des Ausdrucks gleichkäme.

Allein wer war denn Aennchen von Tharau? War es wirklich eine Jungfrau, rosig und zart, die des Dichters Herz zu diesem unsterblichen Minnesang begeisterte, oder war es vielleicht nur das wesenlose Gebilde seiner idealen Phantasie? Diese Fragen, die man so oft aufwerfen hört, und die gewissermaßen von selbst laut werden, wenn man das schöne Lied singt, oder singen hört, sie sind schon in verschiedener Weise zu beantworten versucht worden. Allein der Dichter, um den es sich dabei handelt, Simon Dach, ist schon über zweihundert Jahre todt, die Nachrichten über sein Leben sind nur spärlich, und so kommt es, daß auch die Dame seines Herzens, die sein Lied verewigt hat, in ein räthselhaftes Dunkel gehüllt erscheint. Sehen wir einmal zu, was man von ihr weiß. Elise Polko veröffentlichte vor mehreren Jahren eine Novelle, deren Heldin sich Aennchen von Tharau nennt. Wer aber sich da Raths erholen wollte über die Gefeierte unseres Dichters, der würde sehr irre gehen. Auch Frau Polko scheint des Glaubens gewesen zu sein, daß das gepriesene Aennchen niemals wirklich existirt habe, denn ihre ganze Erzählung ist eine Märchendichtung ohne jede geschichtliche Grundlage.

Die einzige poetische Schöpfung, die das Aennchen von Tharau zum Gegenstande hat und sich rühmen darf, auf einer historischen Basis zu ruhen, ist ein nach der Heldin betiteltes Drama von Ludwig Kuhls, einem Autor, der sich überhaupt um die Geschichte Simon Dachs verdient gemacht hat. Derselbe stellte nach gründlichen Forschungen fest, daß Aennchen von Tharau in der That gelebt habe; allein nicht, wie Elise Polko erzählt, als Tochter eines Bäckers in Magdeburg, um welche Simon Dach als Domschüler daselbst vergeblich sich beworben, und die er dann nach jahrelanger Trennung bei seiner Wiederkehr als wohlbeleibte Bäckersfrau und Mutter einer pausbäckigen Kinderschaar wiedergefunden habe, sondern vielmehr als Kind der stillen Ländlichkeit, und zwar als Tochter des Pfarrers Neander von Tharau, einem Kirchdorfe in der Nähe von Königsberg.

Doch ehe wir uns weiter nach ihr umsehen, fassen wir zunächst den Dichter selbst in's Auge. Wohl küßten ihn die Musen, da er geboren ward, aber vom Glücke dieser Welt war ihm sehr wenig beschieden. Der bittere Kampf ums Dasein war sein Loos von früher Jugend an, und so fleißig, begabt und strebsam er sich auch zeigen mochte, der Sorgen um die äußere Existenz ist er nie ledig geworden. Kriegsnoth, Pest und Verheerung füllten die Jahre seines Lebens aus, und dazu gesellten sich noch die Beschwerden eines schwächlichen Körpers. Am 29. Juli 1605 zu Memel geboren, studirte er in Königsberg Theologie, und erhielt darauf an der Kathedralschule daselbst eine Anstellung als vierter Lehrer. Das war damals ein mühseliger, undankbarer Posten. „Diese Schule“, äußerte er später selbst, „hat die Blüthe meiner Jugend geknickt und vor der Zeit mich alt gemacht; wie ein Schatten schleiche ich einher, wandle wie das Bild eines Menschen. Nicht die Lüste der Jugend haben mein Mark verzehrt, sondern die Schullast, das unausgesetzte laute Sprechen, die nächtlichen Korrekturen der Schülerskripta, die nur mit Widerstreben ein lateinisch Gewand anziehen wollen, die unter meiner Gesangsbegleitung sich vollziehenden Leichenbegängnisse auf dem Haberberge bei Wind und Wetter. Mehr denn tausendmal bin ich unter dem traurigen Schall der Domglocken den Weg gegangen, der selbst des Herkules Füße ermüden würde. Und dafür der denkbar kärglichste Lohn, wenn nicht Aerger und Verlust, namentlich durch unverständige Kritik der Lehrerarbeit bereitet, für Lohn gerechnet werden soll.“

So waren damals die äußeren Lebensverhältnisse des Dichters gestaltet, und gerade in dieser Zeitperiode scheint er Aennchens Bekanntschaft gemacht zu haben. Die näheren Umstände, unter denen sie angeknüpft wurde, sind unbekannt; indeß scheint Dach mehrere Nebenbuhler gehabt und seine Bewerbungen mit wechselndem Glück betrieben zu haben, wie schon aus dem Verse zu schließen:

„Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb und in Schmerz“ —

Ludwig Kuhls läßt in seinem dramatischen Gedichte zwei solcher Rivalen auftreten, einen „Grafen von Schlieben“, der die Mutter Aennchens, und einen ehrsamen Kandidaten der Theologie, Bergovius mit Namen, der den Vater der Gefeierten für sich hat. Was daran historisch, was erfunden, das wissen wir nicht, da wir nichts Zuverlässiges darüber aufzufinden vermochten. Kuhls läßt unsern Dichter endlich über die beiden Nebenbuhler siegen und schließt sein Drama mit der feierlichen Verlobung; allein hier scheint er weit von der Wirklichkeit abgewichen zu sein. Denn „das erleuchtete Preußen“ vom Jahre 1724 berichtet im Gegentheil, „daß ihm des Priesters von Tharau Tochter, auf die er seine Augen geworfen, von einem Andern weggenommen worden.“ Erwiesen ist, daß Aennchen nicht die Gattin ihres Sängers wurde, daß vielmehr Dach einige Jahre später eine Tochter des Hofgerichts-Advokaten und Beisitzers im Konsistorium zu Samblod, Christoph Pohlens,

ehelich heimführte. Die mißlichen Verhältnisse des Dichters nahmen endlich einigen Aufschwung zum Bessern, als er in Folge eines beifällig aufgenommenen Gedichts, welches er zum Empfange des Kurfürsten Friedrich I. verfaßt hatte, zum Professor der Poesie an der Universität Königsberg aufrückte. Zu spät leider für seine erschütterte Gesundheit. Der Keim der Schwindsucht zehrte an seinem Leben, und diesem heimtückischen Uebel erlag er, 54 Jahre alt, am 15. April 1659.

Unser Lied, wie es gegenwärtig im Munde des Volkes kursirt, ist übrigens erst von Herder aus der samländischen Mundart in's Hochdeutsche übertragen worden; im Originale lautet es:

„Anke van Tharow öß, de my gefällt,
Se öß min Lewen, min Goet on min Göld“ u. s. w.

Dach hat uns noch mehr Perlen volksthümlicher Liebesdichtung hinterlassen; aber nur wenige erscheinen so im Lichte der Hoffnung und des frohen Lebensmuthes; die meisten tragen den Stempel einer düsteren Seelenstimmung und der Ahnung eines baldigen Todes. Selbst seiner poetischen Begabung wurde er wenig froh, da er sie nur allzu oft im Joche des Broderwerbs verwenden mußte. Bitter beklagte er sich namentlich über den häufigen Mißbrauch seines Talents zu Hof- und Gelegenheits-Dichtungen, der ihm noch die einzige Freude seines Lebens verkümmerte, ohne daß er sich dagegen zu wehren vermochte.

Das ist die Geschichte von Simon Dach und Aennchen von Tharau, soweit sie historisch erweisbar ist. Es ist wenig, was uns Klio's Griffel davon überliefert hat; immer aber noch mehr als über ein anderes poetisch verherrlichtes Bild edler Weiblichkeit, über das sie sich in undurchdringliches Schweigen hüllt: wir meinen das Käthchen von Heilbronn.

Sollte sie wirklich nur ein Kind der Phantasie des Dichters sein, die liebliche Mädchenblume, die uns die zauberische Gewalt der wahren Liebe so eindringlich vor Augen führt? Freilich in unserer materiellen Zeit, die an Alles und Jedes den Maßstab des Geschäftes zu legen liebt, schüttelt man wohl auch den Kopf über das schöne Käthchen und sagt: welch ein einfältig-närrisches Geschöpf, das jenem Ritter folgt auf Schritt und Tritt, ob es gleich nichts als Fußtritte einerntet. Ganz Recht, es ist keine Geschäftsdame, das Käthchen, und die Gewinn-Berechnung ist ihr völlig fremd. Aber auch nur so kann sie uns das veranschaulichen, was der Dichter in ihr verkörpert zeigen wollte: die wahre Liebe. Die wahre Liebe, die wie ein Geschenk oder wie ein Verhängniß von Oben kommt, ohne daß wir uns darüber Rechenschaft zu geben, ohne daß wir uns ihrer zu erwehren vermögen, die wahre Liebe, die dem Drange des Herzens folgt, unbeeinflußt von Erfolg und Glück, selig in sich selbst.

So erscheint das Käthchen von Heilbronn mit seiner Liebe zu Wetter von Strahl. Sie ist längst populär geworden, denn soweit die deutsche Zunge klingt und ein Thespiskarren Raum findet, wird das Kleist'sche Stück, Dank der Bearbeitung Holbeins, gespielt und überall sieht man es mit Theilnahme und Rührung. Da regt sich von selbst die Frage: Ist die Geschichte wahr? Hat es gelebt, das schöne Käthchen, und den Ritter wirklich zum Gemahl erhalten, wie es auf dem Theater geschieht? Die Personenbenennung läßt an Genauigkeit kaum Etwas zu wünschen übrig und scheint in der That nur eine Kopie der Wirklichkeit zu sein. Mehr noch! Wer nach Heilbronn kommt und nach den Sehenswürdigkeiten der Stadt fragt, dem werden nicht nur der epheuumrankte Götzen-Thurm und die sonstigen historischen Erinnerungen an den „Ritter mit der eisernen Hand“ gezeigt, sondern man führt ihn auch an ein alterthümliches Haus links an der Ecke der Marktstraße und des Marktplatzes und erzählt ihm, daß hier der alte Waffenschmied Theobald Friedeborn mit seinem holdseligen Pflegetöchterlein dereinst gewohnt habe . . . Wohl ließe sie sich in Einklang bringen, die verblichene Romantik dieses Hauses mit der schönen Geschichte vom holden Käthchen — wenn es nur Geschichte, wenn es nur Thatsache wäre. So aber fehlen für die Wahrheit der Sage alle Belege und keine einzige Chronik des Landes, keine Zeile im Archive der Stadt Heilbronn weiß irgend Etwas vom Waffenschmied Friedeborn oder seiner Tochter Katharina. Noch weniger ist eine Spur vom Ritter Wetter von Strahl und der häßlichen Kunigunde von Thurneck zu entdecken. Man geht also gewiß nicht fehl, wenn man dies Alles auf die Phantasie des Dichters zurückführt, die vielleicht durch die Sage von Griseldis angeregt, ein Seitenstück dazu schaffen wollte. Denn wenn auch der in dieser Sage spielende Markgraf Walther von Saluzzo sich in den Prüfungen, die er der Griseldis auferlegt, weit humaner zeigt als Wetter von Strahl, so ist doch eine gewisse Verwandtschaft beider unverkennbar.

Wie dem nun sei, die Geschichte weiß nichts vom Käthchen von Heilbronn. Dasselbe ist vielmehr ein Kind der Poesie, mag es nun Heinrich von Kleist frei erfunden, oder der Sage nachgezeichnet haben. Auch die Sage hat ja eine verklärende Macht, sie steht im Bunde mit der Dichtung. Das Volk pflanzt seine Erinnerungen an Thaten, Geschehnisse und Personen nie fort, ohne sie mit Zuthaten, Ausschmückungen und Variationen aller Art zu versehen, und so kommt es, daß wir durch Ueberlieferung bisweilen ein Bild vollendeter Anmuth erhalten, das sich bei genauer historischer Prüfung sehr herabmindert.

Nehmen wir beispielsweise die allbekannte Baderstochter Agnes Bernauer, welche im Jahre 1433 Herzog Albrecht III. von Baiern angeblich wegen ihrer glänzenden Schönheit gegen Sitte und Herkommen zu seiner Gemahlin erhob, und die alsdann ein so trauriges Ende fand. Die Geschichte ist äußerst karg mit ihren Nachrichten über diese merkwürdige Frauengestalt. Weder sind wir über ihre Herkunft ganz im Gewissen, noch ist ihre Vermählung wirklich erweislich, noch besitzen wir Belege über ihren Charakter. Die gleichzeitigen Augsburger Geschichtsschreiber übergehen sie mit völligem Stillschweigen und erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geschieht ihrer von bairischen Chronisten Erwähnung. Was ihre Herkunft betrifft, so bezeichnet sie der Volksmund zwar allgemein als Augsburgerin und zwar soll sie die Tochter eines Baders mit Namen Kaspar Bernauer gewesen sein; indeß ist dies höchst zweifelhaft, denn in keinem der zahlreichen Bürger-Steuer- oder statistischen Tabellen jener Zeit findet sich dieser Name. Die bairischen Geschichtsschreiber schweigen denn auch entweder ganz über ihre Heimath oder nennen als solche die alte Reichsstadt Biberach im heutigen Würtemberg. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß sie nicht zeitweilig und zwar gerade in den letzten Jahren vor ihrer Verbindung mit Herzog Albrecht in Augsburg sich aufgehalten habe. Archivor Dr. Chr. Meyer, welcher über alle diese Fragen die weitgehendsten historischen Nachforschungen angestellt hat, sagt: „In welcher Eigenschaft Agnes in dieser Zeit (ungefähr 1430—32) in Augsburg gewesen, kann ich mit Sicherheit nicht angeben. Wenn eine Vermuthung gestattet ist, so geht dieselbe dahin, daß Agnes in dem Dienst eines Baders stand und hierbei die Bekanntschaft des jungen Baiernherzogs machte. Die Tradition weiß natürlich ein Breites über die ersten Anfänge des zarten Verhältnisses zu erzählen: Herzog Albrecht sei zu einem großen Turnier nach Augsburg gekommen und habe bei einem ihm zu Ehren gegebenen Tanzfeste die Bekanntschaft des schönen Bürgermädchens gemacht. In heißer Liebe zu ihr entflammt, habe er ihr sodann, da sie andern Zumuthungen festen Widerstand entgegengesetzt, die Ehe versprochen. Wenige Tage später sei Agnes aus dem väterlichen Hause entflohen, in der Nachbarstadt Friedberg von Albrecht in Empfang genommen und nach Schloß Vohburg gebracht worden. Diese ganze Erzählung ist die Ausgeburt eines müßigen Kopfes.“ Denn innerhalb der ganzen hier in Frage kommenden Zeit wurde kein Turnier in Augsburg abgehalten. Ebenso wenig kann Albrecht auf einem Tanzfest mit Agnes zusammengetroffen sein, denn bei den strengen Standesunterschieden jener Tage ist es ganz unmöglich, daß eine Baderstochter oder gar eine Magd Zutritt zu den Festlichkeiten des Stadtadels hatte. Die Verbindung zwischen Agnes und dem Herzog Albrecht aber war — nach Meyers Ansicht — höchst wahrscheinlich nicht einmal die einer heimlichen Ehe. Die Quellen sprechen sich darüber nicht mit der nöthigen Klarheit aus. Die bairischen Chronisten bezeichnen Agnes durchgehends nur als Geliebte des Herzogs, die Augsburger hingegen schweigen entweder über diesen Punkt, oder bekennen sich als nicht genügend unterrichtet. Der Benediktinermönch Clemens Sender bemerkt in seiner Chronik ausdrücklich: „Herzog Albrecht . . . hatte sie zu der ee genommen und die ee versprochen, aber doch nit zur Kirchen gefiert.“ . . . Meyer's Ansicht geht dahin, daß das Verhältniß über eine Liebschaft gewöhnlichen Schlages hinausgegangen ist, ohne daß man indeß eine heimliche Ehe annehmen dürfe, denn hätte diese stattgehabt, so würde Albrecht nicht unterlassen haben, nach der Aussöhnung mit seinem Vater auf dem Grabdenkmale der Gemordeten dieses ehrende Beiwort zu geben, wie dies beispielsweise Erzherzog Ferdinand seiner Gemahlin Philippine auf dem Grabmonumente in der Innsbrucker Hofkirche gegeben hat. Jedenfalls aber war das Band so fest, daß sich Albrecht an der Eingehung einer standesgemäßen Ehe hindern ließ.

Mit seltener Einmüthigkeit ergehen sich sämmtliche Chronisten in den höchsten Lobeserhebungen über Agnesens Schönheit. Man wußte nicht, heißt es da, was man mehr an ihr bewundern sollte, den hohen Liebreiz ihrer ganzen Erscheinung, das vollendete Ebenmaß ihres Körperbaues, oder die zarte Feinheit ihres Antlitzes.

Eine Fülle goldglänzenden Haars wallte ihr fast bis zu den Füßen herab und diese spielte auch noch in den letzten Augenblicken ihres Lebens eine traurige Rolle. Von der Donaubrücke (auf Herzog Ernst's Veranlassung) in den reißenden Strom hinabgestürzt, gelang es der Unglücklichen, den einen Fuß aus den Banden loszumachen, an das Ufer zu schwimmen und mit vor Angst erstickter Stimme um Hilfe zu rufen. Da ergriff der Henker, den Zorn des alten Herzogs fürchtend, eine Stange, umwickelte damit ihr langes blondes Haar und stieß sie in die Fluthen zurück . . .

Doch selbst ihre Schönheit, die ihr den Namen „der Engel von Augsburg" eingebracht haben soll, kann einigen Zweifel erwecken. Jedenfalls hat der stets mit der Tradition dichterisch verklärende Volksmund auch hier die Farben nicht gespart. Wenn z. B. der Straubinger Bildhauer, welcher den Grabstein der unglücklichen Fürstin verfertigte, einigermaßen getreu nach der Natur arbeitete, so ist dieses vielbeneidete und vielbeklagte Bürgerkind keineswegs eine Schönheit gewesen. Der Grabstein, von welchem sich im Kreuzgange des germanischen Museums zu Nürnberg eine genaue Nachbildung aufgestellt findet, zeigt sogar grobe und harte Züge. Der Begriff des Schönen ist freilich vom individuellen Geschmack bedingt, aber einen solchen Kontrast, wie er hier vorliegt, kann man selbst damit schwerlich erklären.

Aehnliche Beispiele giebt es noch mehr. Jeder kennt die Geschichte der Philippine Welser, und Jedem ist die Sage von ihrer außerordentlichen Schönheit geläufig, die einen Erzherzog Ferdinand zur höchsten Liebesleidenschaft entflammte. Wie betroffen steht man aber im Bewußtsein dieser persönlichen Vorzüge, welche ihr die Sage nachrühmt, in der Gemäldegallerie der Ambraser Sammlung. Unter anderen Portraits bekannter Persönlichkeiten des 16. Jahrhunderts sieht man daselbst ein Konterfei Philippinens in voller Lebensgröße, das, von Meisterhand gemalt, ihre Erscheinung „sprechend ähnlich" wiedergeben soll. Wie aber nimmt sich das aus! Gekleidet in die steife spanische Tracht der damaligen Zeit, tritt uns aus der Halskrause ein volles, behäbiges, wohlgenährtes, aber durchaus nicht schönes Antlitz entgegen. Stattlich ist allerdings die Figur, auch deutet das Incarnat der Wangen auf einen zarten Teint; ob indeß derselbe so fein und durchsichtig gewesen, daß er — wie die Sage erzählt — den geschlürften rothen Burgunder habe durchschimmern lassen, das mag ein Jeder nach den Wahrscheinlichkeitsgesetzen bei sich selbst ausmachen. Wie trügerisch die Volkstradition ist, kann man schon daraus abnehmen, daß dieselbe das Wohnhaus Philippinens in die heutzutage nach ihr benannte Straße hinter dem großen Rathhausplatz verlegt, während sie nachweislich in der jetzigen Ludwigsstraße gewohnt hat. Jedenfalls gebührt der Welserin unbestritten der Ruhm echter Tugend und hoher persönlicher Liebenswürdigkeit, die ja mit äußerer Schönheit nicht unbedingt vereinigt sein muß. Sie verstand es nicht allein, ihren Gemahl flüchtig zu bezaubern, sondern auch dauernd zu fesseln und in der Ehe glücklich zu machen, so glücklich, daß selbst das in Vorurtheilen erstarrte Herz des Kaisers sich endlich erweichen lassen mußte.

Je weiter wir in der Zeit zurückgehen, desto größer der Widerspruch von Sage und Geschichte. Nehmen wir ein anderes vielbesprochenes und vielbesungenes Liebespaar, Eginhard und Emma, deren romantische Abenteuer in der nächsten Umgebung Karls des Großen abgespielt haben sollen. Wie einschmeichelnd weiß uns die Sage das Bild der Prinzessin zu zeichnen, die in aufopfernder Hingebung den Geliebten über den frischgefallenen Schnee trägt, damit seine Fußspuren nicht zum Verräther des heimlichen Stelldicheins werden möchten. Allein dem Kaiser bleibt der Vorgang doch nicht verborgen und sein väterliches Herz zerschmilzt in Rührung ob dieser Liebesgluth, daß er Beiden seinen Segen giebt. Wer hätte die schöne Mär, die im Roman wie in der Oper längst Verwendung gefunden, nicht gelesen oder gehört, und sich über die resolute Prinzessin gefreut, die ihr Herz nicht im diplomatischen Geschäft verschachern läßt, sondern dem Manne ihrer Wahl folgt. Nur schade eben, daß es nichts weiter als eine Mär, ein Produkt des dichtenden Volksgeistes ist. Die Geschichte kennt keine Tochter Karls des Großen, welche den Namen Emma geführt hätte, und die ganze romantische Liebesaffaire zerrinnt vor dem historischen Forscherblick in Nichts. Allerdings hatte Eginhard, oder wie er wohl auch genannt wird, Einhard eine Gemahlin, Imma genannt, welche ihm nach mehrjähriger, glücklicher Ehe am 14. März 840 durch den Tod entrissen wurde und jetzt im Schlosse Erbach im Odenwalde an seiner Seite ruht; allein diese war eine Schwester des Bischofs von Worms, und wenn er sie auch am kaiserlichen Hofe kennen lernte, so ist damit doch noch keine verwandtschaftliche Beziehung mit dem Kaiser selbst erbracht. Die Sage erklärt sich indeß dadurch, daß zwei Töchter Karls, Ruotrud und Bertha, mit nicht ebenbürtigen Männern, sehr intime, aber keineswegs moralische Bekanntschaften unterhielten, was denn auch sehr kompromittirende Folgen hatte; verheirathet haben sie sich aber nicht.

Die Zugeknöpftheit der Geschichte gegenüber diesem berühmten Liebespaare verhinderte übrigens die Grafen von Erbach nicht, ihren Ursprung von Eginhard und Emma herzuleiten. Ob ihnen gleich jeglicher Nachweis fehlt, ließen sie doch die Ruhestätte der Genannten in der Kirche zu Seligenstadt öffnen und die Gebeine nach ihrem Stammschloß überführen. So kann man Urahnen haben, wenn man nicht blöde ist und sich zu helfen weiß.

Eginhards Emma ist ein historisches Schattenbild so gut wie das Käthchen von Heilbronn, und die menschlichen Wesen, welche wirklich dereinst unter den Namen Agnes Bernauer oder Philippine Welser der Welt angehörten, sie entsprachen wahrscheinlich eben so wenig den Vorstellungen, die wir uns heute davon machen, wie Simon Dachs Aennchen von Tharau. Erst die Ferne macht poetisch, sagt Goethe, eine Erfahrung, die wir im Leben täglich auf's Neue machen.

Noch einmal die künstlichen Diamanten.

P. Wie gewinnt man Brom? Nun, man nimmt Brombeeren, bindet den „Bären" einem gutmüthigen Mitmenschen auf und — Brom bleibt übrig! An diese schauderhafte „Küchen"-Chemie erinnert die Methode, nach welcher Herr Hannay in England künstliche Diamanten darstellen will. So wenigstens, wie sein Experiment in die Oeffentlichkeit gekommen ist, ist es — gelinde ausgedrückt — ganz unverständlich. Um im Einzelnen nachzuweisen wie unchemisch dasselbe ist, dazu ist hier natürlich nicht der Ort. Palladium nimmt allerdings von freiem Wasserstoff das mehrhundertfache Volumen auf, entzieht denselben seinen Verbindungen jedoch keineswegs, scheidet ihn auch bei stärkerem Erhitzen wieder ab. Daß der abgeschiedene Kohlenstoff im gasförmigen Stickstoff sich löst, ist noch nicht erwiesen und flüssig kann dieses Gas trotz des stärksten Druckes bei der hohen Temperatur nicht werden.

Ein zu erstrebendes Ziel ist es natürlich, den Kohlenstoff zum Krystallisiren zu zwingen, ganz abgesehen von der Anwendung der Diamanten zum Schmuck, welche doch die moderne Industrie so täuschend zu imitiren versteht; in mannigfachster Weise, namentlich im Spektralapparat würden sie der Wissenschaft außerordentliche Dienste erweisen. Vor mehr als einem Decennium machte eine Notiz aus Frankreich viel Aufsehen, nach der es einem Chemiker gelungen sein sollte, durch Zersetzung des Schwefelkohlenstoffes mittelst der Elektricität kleine Diamanten zu erzeugen. Aber kein Kontrollversuch gelang.

Auch ist das Lösen des Kohlenstoffs allein nicht hinreichend, wie von A. Bernstein behauptet wurde, ihn zum Krystallisiren zu bewegen. Es giebt ein Lösungsmittel und dies ist geschmolzenes Eisen. Beim Erkalten scheidet sich der Kohlenstoff z. T. wieder aus, aber nicht als Diamant, auch nicht als gewöhnliche Kohle, sondern in Blättchen von Graphit, diesem bekannten färbenden Stoffe in den Bleistiften. Auch der Graphit ist unschmelzbar, wenigstens für unsere irdischen Wärmegrade, die ja im Verhältniß zu den himmlischen nicht sehr bedeutend sind, und es wird deshalb zur Darstellung von Schmelztiegeln benutzt.

So wie Salpetersäure Silber löst, wie Schwefelsäure Kupfer, so lösen diese Säuren auch den Kohlenstoff, doch ist damit für die Diamantenfrage nichts gewonnen, da jene Körper ja dadurch chemisch geändert werden und sich nicht mehr als solche aus den Lösungen abscheiden. Aus der Silberlösung krystallisirt dann: Höllenstein, aus der des Kupfers: Kupfervitriol aus. Die Kohle verschwindet, wie gesagt, ebenfalls, allmählig, die erstere Säure wandelt sie in Kohlensäure, die zweite in Kohlenoxid um. Noch eine dritte Methode, außer jenen neulich erwähnten, giebt es, Körper zum Krystallisiren zu bringen, nämlich wenn man sie sehr langsam als minimale Partikel aus einer Flüssigkeit sich absondern läßt. So hat man in neuester Zeit Krystalle von Quarz, von Thonerde u. s. w. erhalten, indem diese sich erst bildeten dadurch, daß zwei verschiedene Lösungen durch eine thierische Membran hindurch auf einander wirkten. Aber beim Kohlenstoff läßt auch dieser Weg uns im Stich. Trotzdem ist die Unmöglichkeit nicht vorhanden künstliche Kohlenkrystalle zu erhalten. Es wird weiter geforscht und der Tag ist vielleicht nicht mehr so fern, wo der erste durch Menschenhand gewordene Diamant wieder einen glänzenden Baustein hinzufügt zur Ruhmeshalle des naturforschenden Menschengeistes.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker u. Co. (E. Röstel) in Posen.